

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Prämumerationspreis 22½ Sgr. (2 Ebr.) vierteljährlich, 3 Ebr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Heft bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 3.

Berlin, Freitag den 6. Januar

1837.

England.

Geschichte des Schwarzen Prinzen^{*)}.

Die Schlacht bei Poitiers. 1356.

Wenn auch das kürzlich erschienene Werk des Herrn James wegen des Mangels an höherer historischer Kritik und der öfteren Leichtgläubigkeit des Verfassers in manchen Stücken ungenügend erscheint, so ist doch das Talent desselben in der Schilderung, besonders des Hof- und Ritterwesens, nicht zu verkennen, und man darf ihm daher zu der Wahl seines Helden nur Glück wünschen. Am Hofe Eduard's III., der zu seiner Zeit durch Pracht und Eleganz das ganze übrige Europa überstrahlte, hat der Schwarze Prinz die erste und hervorstechendste Rolle gespielt. Gleich seinem Vater war er nicht nur durch Muth und Tapferkeit im Kriege ausgezeichnet, sondern legte bei verschiedenen Gelegenheiten Proben der erhabenen Gesinnung an den Tag, die allen Eroberer-Ruhm und selbst den Glanz einer Krone zu verdunkeln im Stande waren. Der Schwarze Prinz, der sich in der Schlacht von Poitiers groß zeigt, erscheint in seinem Benehmen gegen den gefangenen Monarchen von Frankreich erhaben. Was die Wahrheitsliebe, Humanität und Großmuth in Entschluß und Handlung betrifft, so war seines Gleichen unter den Rittern seiner Zeit kaum anzutreffen.

Ein kurzer Auszug aus dem Werke des Herrn James über die eben erwähnte berühmte Schlacht von Poitiers wird am besten dazu dienen, sowohl das Schilderungstalent des Autors als den Charakter seines Helden zu beleuchten. Nach einem Raubzuge in das Innere von Frankreich — einem Zuge, der, wie wir mit Bedauern bemerken müssen, von allerlei Arten von Gräueln begleitet war, die dem Feldherrn einen beträchtlichen Theil der Bewunderung, die wir ihm zollen, zu entziehen geeignet wären — beschloß der Schwarze Prinz, da er hörte, daß König Johann ihm den Rückzug abzuschneiden gedente, ohne Verzug nach der Provinz Guyenne sich zu begeben. Indes schienen die Maßregeln des Prinzen nicht eben mit vieler Vorsicht ausgeführt. Er hatte keine Spione ausgesandt, um die Richtung ausländischer Heere zu lassen, die der französische Monarch eingeschlagen; auch kannte er seine eigene Lage gar nicht, bis er endlich einer kleinen Abtheilung französischer Ritter in den Bufen kam, wodurch er erfuhr, daß sein Feind nur um einen Tagesmarsch von ihm entfernt sey. Nunmehr blieb ihm nur die traurige Alternative, entweder einen schimpflichen Frieden einzugehen, oder mit der Uebermacht des Feindes zu kämpfen. Es kommt wenig darauf an, ob das Verhältnis der Gallischen Streitkräfte gegen die der Engländer zwölf, oder acht, oder sechs gegen Eins — obwohl das Letztere wahrscheinlich — gewesen ist: die französische Kavallerie galt damals für die tapferste auf dem ganzen Erdboden. Aber der Schwarze Prinz fühlte keine Furcht: „Mag Gott uns beistehen!“ rief er; „wir müssen uns entschließen, zu sechten!“ Um den früheren Mangel an Vorsicht wieder gut zu machen, wählte er nun mit vielem Bedacht das Schlachtfeld aus.

In der Nacht vom 17. September hatte der Schwarze Prinz sein Lager aufgeschlagen, und des Morgens darauf traf er schon seine Anordnungen zur Schlacht. Sie waren einfach, aber mit Verstand und Umsicht getroffen. Er ließ sein ganzes Heer abziehen und die Hochebene einnehmen; ein eckigförmig aufgestelltes Schützen-Corps bildete die Fronte, die Schwerbewaffneten standen hinter denselben, und ein dichtes Corps Bogenschützen hielt die Hecken auf beiden Seiten des Hohlweges besetzt. Auf diese Weise ward der angreifende Feind, indem er den Hügel erklimmte, sofort den Englischen Pfeilschüssen ausgesetzt, bevor er noch die Position der Schwerbewaffneten angreifen konnte, während die Beschaffenheit des Bodens so war, daß die Ueberzahl der Franzosen ihnen keinen Nutzen brachte.

Sonntags früh hatte der König von Frankreich sich ebenfalls in Schlachtordnung gestellt. Nachdem er Messe gehört und nebst seinem Bruder und seinen vier Söhnen das Abendmahl genommen, stellte er sein Heer auf der Ebene südlich von Beauvoit auf, während de Ribamont, Johann von Landas, Guichard d'Angle und Guichard von Beaujeu, vier seiner erfahrensten Offiziere, die Englische Position rekonnozirten. Es wurden drei Divisionen gebildet, von denen eine jede aus 16,000 Mann bestand; der junge Herzog von Orleans, der Bruder des Königs und der Dauphin erhielten das Kommando über die beiden ersten Abtheilungen, während Johann selber die letzte anführte. Die beiden Prinzen wurden außerdem von einer Anzahl angelegener Offi-

ziere im Kommando unterstellt; den Dauphin begleiteten seine Brüder Ludwig und Johann, und endlich Philipp, der jüngste aus dem Hause Valois, damals beinahe noch ein Knabe, ritt an der Seite seines Vaters zur Schlacht.

Als das ganze Heer in Schlachtordnung gestellt war, bestieg König Johann ein weißes Kampfsrog, ritt die Reihen entlang, und indem er Gott für die ihm zur Verteidigung seiner Rechte verliehene Kriegsmacht dankte, ermutigte er seine Truppen durch eine begeisterte Rede. „So oft Ihr“, sagte er zu ihnen, „zu Paris, zu Orleans, zu Rouen, zu Chartres seyd, verflucht Ihr die Engländer und wünschet sie zum Senker. Nunmehr habt Ihr sie vor Euren Augen — so beweiset denn Euren angeborenen Haß gegen dieselben und rühet an ihnen alles Euch bisher zugesagte Unglück; denn unfehlbar werden wir mit ihnen handgemein werden.“

Während der König so sprach, kehrten de Ribamont und seine Gefährten zurück und statteten Bericht über die Stellungen der Engländer ab; es ward hierauf beschlossen, die ganze Armee abziehen zu lassen, mit Ausnahme von dreihundert auserlesenen Kriegeren, die die Linie der Englischen Bogenschützen durchbrechen, so wie einem kleinen Corps Deutscher Verbündeten, die als Reserve dienen sollten. Während diese Anordnungen getroffen wurden, fiel ein Ereigniß vor, das die Schlacht noch auf einige Tage verschob.

Der heilige Stuhl von Rom war nämlich damals noch voll unermüdelichen Eifers mit dem Werke der Ausöhnung und der Friedensstiftung bemüht; kaum hatte man nun daselbst vernommen, daß feindliche Heere ins Feld rückten, als bereits päpstliche Legate abgesandt wurden, um, wo möglich, das drohende Blutbad abzuwenden. Der Kardinal von Verigord war in aller Eile der Armee des Königs von Frankreich gefolgt; mit der Morgendämmerung hatte er den 18. September Poitiers verlassen, um das französische Lager aufs schnellste zu erreichen. Als er zu Beauvoit ankam, war die ganze Armee bereits schlagfertig und die Driflamme entfaltet; die Truppen waren eben im Begriff, auszurücken, und mehr als 60,000 bewaffnete Männer, Alle vor Begier brennend, jene Handvoll Feinde auf einmal zu vernichten, stierten den Friedensboten, als er mitten durch ihre Reihen ritt, mit wilden Blicken an. Der gute Kardinal suchte indes den König Johann selber auf und fand ihn endlich in der Mitte der wogenden Banner, der statternden Helmbüschel und der glänzenden Waffen, umgeben von all dem goldenen Pompe des Königthums und dem traurigen Glanze des Feudal-Krieges. In dem Augenblicke, als der Kardinal ihn erblickte, stieg er vom Pferde, fiel zur Erde nieder und ersuchte ihn mit gefalteten Händen, bevor er den Befehl zum Ausbruche gäbe, ihm Geßel zu schenken.

„Gern, ehrwürdiger Kardinal“, erwiderte der König, „was habt Ihr mir zu hinterbringen?“

„Königl. Herr“, erwiderte der Prälat, „Ihr habt hier die Blüthe der ganzen Ritterschaft gegen eine Handvoll Engländer versammelt; es würde aber gewiß weit ehrenvoller und vorteilhafter für Euch seyn, wenn Ihr Jene ohne Blutvergießen in Eure Hände bekämet, als mit einer so herrlichen Armee einen ungewissen Kampf zu wagen. So bitte ich Euch denn im Namen Gottes, laßt mich zum Prinzen von Wales reiten, um ihm seine Gefahr deutlich zu machen und ihn selbst zum Frieden zu ermahnen.“

„Gut, Herr Kardinal, aber vor allen Dingen seyd rasch“, erwiderte der König; und so gleich, ohne einen Augenblick zu verlieren, sprengte der Prälat davon in das Englische Lager. Hier fand er den Schwarzen Prinzen bereits schlagfertig in der Mitte seiner Ritter, jedoch keinesweges Friedensvorschlägen abgeneigt. Die Lage desselben war in der That sehr mißlich, und eine unmittelbare Schlacht gegen die Ueberzahl der Feinde wäre noch das geringste Uebel gewesen, das ihm hier hätte widerfahren können. Schon zwei Tage litt sein Heer Mangel an Fourage, und jetzt waren die Lebensmittel fast gänzlich erschöpft. Wenn nun die Franzosen ihn in seinem Lager blockirten, so hätte er sich der Uebermacht unbedingt ergeben müssen. In dieser Lage erwiderte er dem Kardinal, daß er, wenn nur seine Ehre und die seiner Kampfgenossen nicht darunter litten, sich in alle Bedingungen fügen würde.

Der gute Prälat kehrte nun zu dem Könige von Frankreich zurück und wirkte bei demselben, trotz der heftigen Opposition Ribamont's und Landas', durch vieles Bitten einen Waffenstillstand aus. Die Soldaten begaben sich hierauf in ihre Zelte, und während eine Anzahl von Rittern von jedem Heere das feindliche Heer zu rekonnozieren bemüht war, ritt der Kardinal fortwährend aus dem einen Lager in das andere, indem er hier den französischen König ersuchte, seine Uebermäßigen

^{*)} A History of the life of Edward the Black Prince. (Das Leben Eduard's, des Schwarzen Prinzen.) Von G. W. Dr. James. London, 1836.

Forderungen herabzustimmen, und dort den Prinzen Eduard ermahnte, sich in sein Mißgeschick zu ergeben. Allein auf der einen Seite hielt der König, im Vertrauen auf seine Uebermacht, den Sieg für gewiß und wollte von nichts als von unbedingter Ergebung hören, auf der andern Seite aber setzte der Prinz seine Hoffnung auf das Kriegsglück, und obgleich er wußte, daß er, wenn die Franzosen ihn blockieren, am Ende wohl nachgeben müßte, war er doch entschlossen, sich nicht eher zu ergeben, als bis er durch kräftigen Widerstand seine Ehre gerettet. Alles, was der Cardinal von ihm erlangen konnte, war das Anerbieten, auf alle bereits gemachte Eroberungen — auf sämtliche Burgen, Kastelle und Gefangene zu verzichten und einen Eid abzulegen, daß er während sieben Jahren keine Waffen gegen Frankreich führen wolle. Diese Zugeständnisse entsprachen jedoch so wenig den Ansprüchen des Königs von Frankreich, daß fast alle Hoffnung auf eine friedliche Beilegung verschwunden war.

Inzwischen fiel ein Ereigniß vor, das hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Unmittelbar nach eingetretener Waffenstillstände begegneten sich der berühmte John Ebandos und der Marschall von Clermont, die Beide in völliger Kriegsrüstung ausgeritten waren, um die gegenseitigen feindlichen Lager zu rekonnostriren. Zufällig trugen Beide dieselbe Devise auf ihren Wappensteinen, nämlich das Bild einer in Blau gekleideten von einer Glorie umgebenen Dame. Wie es schien, hatte es der Marschall bereits gewußt, daß Ebandos ein dem seinen ähnliches Sinnbild trug, denn kaum hatte er diesen ins Auge gefaßt, als er ihm zurief: „Ich habe lange gewünscht, Euch zu sehen, Ebandos. Wie lange ist es her, daß Ihr meine Devise angenommen?“ — „Oder vielmehr Ihr die Meinige?“ erwiderte der Englische Ritter; „denn sie ist mein eben so gut wie die Eure.“ — „Mit nichts!“ rief Clermont aus, „und wäre es nicht gerade zur Zeit des Waffenstillstandes, so wollte ich Euch auf der Stelle zeigen, daß Ihr kein Recht habt, sie zu tragen!“ — „Je nun!“ erwiderte Ebandos; „zu morgen früh werdet Ihr mich bereit finden, dieselbe zu verteidigen und Euch durch Wappensteinen zu beweisen, daß sie die meinige ist.“

Die beiden Ritter wechselten noch einige heftige Worte und trennten sich darauf; aber so kurz auch ihre Unterredung gewesen, kostete sie doch dem Marschall von Clermont das Leben; er fiel an dem folgenden Tage in einem Zweikampfe mit Ebandos. Der Cardinal von Perigord hatte es indessen Montag Morgens noch einmal versucht, den Französischen Monarchen zu sprechen; aber Johann blieb unbeweglich, und mehrere Hauptleute warnten den Prälaten, sich wieder in ihren Reihen zu zeigen. Dieser eilte nun, die Nachricht von seiner mißlungenen Mission dem Prinzen, der bereits schlagfertig war, zu überbringen. „Theurer Sohn“, sagte er zu ihm, „thue, was Du thun kannst; Du mußt sechten, da der König von Frankreich sich zu keinem Frieden verstehen will.“ „Es sey, guter Vater!“ erwiderte der junge Held; „es ist unser fester Entschluß, zu sechten; Gott wird dem Rechte helfen.“

Obgleich das Englische Heer durch Mangel an Lebensmitteln bereits hart gedrängt ward, so war doch der Aufschub des Gefechtes in manchen Rücksichten für dasselbe vortheilhaft gewesen. Es hatte Zeit bedurft, um tiefe Gräben zu ziehen und Pallisaden um das Lager aufzuführen, das unterdessen auch an der schwachen Seite durch Verrammung mittelst sämtlicher Zugkarren und Bagagewagen, so wie durch einen neuen Wall, gegen die Angriffe des Feindes noch mehr besetzt wurde. In Folge einer genaueren Untersuchung der Beschaffenheit des Bodens hatte man eine kleine Aenderung in der Vertheilung der Streitkräfte vorgenommen. Es zeigte sich nämlich, daß der Hügel an der rechten Seite des Lagers weniger schwierig zu ersteigen war, als man anfangs geglaubt, und Eduard hatte daher Befehl gegeben, daß dreihundert Schwerbewaffnete, so wie dreihundert Bogenschützen zu Pferde, einen Umzug um die Basis des Hügelns halten sollten, um der Abtheilung des Dauphiné, sobald sie denselben binanzuklimmen versuchte, in die Flanke zu fallen. Die Verheimlichung dieser Maßregel ward durch die Beschaffenheit des Bodens sehr erleichtert; auch gelang es dem Hauptmann von Buch, dem die Ausführung derselben anvertraut ward, sich durch eine Waldschlucht zu decken, die nur wenige hundert Schritte von dem linken Flügel der feindlichen Armee entfernt war.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Cajotte.

Ein Fragment, von Charles Nodier.

II.

Cajotte erzählt:

Zwanzig Jahre war ich alt geworden und war noch nie aus meiner Vaterstadt Dijon gekommen. Im Jahre 1740 schickten die Meinigen mich nach Paris. Ich war an mehrere vornehme Herren, an Edelleute aus meinem Geburtslande Burgund, empfohlen, die am Hofe lebten, um sich möglichst zu deprovinzialisiren; man hoffte, sie würden mir ihre Protection angedeihen lassen; sie empfingen mich mit dem feinen höflichen Wesen, was den Einfältigen und Unerfahrenen wie Herzlichkeit und Gefälligkeit vorkommt; damit war es geschehen, und sie ließen mich laufen. Es machte mir wenig Kummer, Hoffnungen und Ansprüche aufzugeben, an denen meinem Herzen eigentlich nie viel gelegen war; kaum hatte ich einen Blick in das Treiben dieser großen und glänzenden Welt gethan, und schon fühlte ich mich ihrer überdrüssig und ermüdet.

Ich war jung, ich ließ mich, wo die Gelegenheit sich bot, leicht zu Zerstreuungen hinreißen; eigentlich aber und in tieferer Seele liebte ich nichts mehr als Einsamkeit, stille Geistesammlung, Nachdenken und Träumen ins Unbestimmte. Daher war das Treiben der Geschäfte, der Lärm der Vergnügungen, wozu ich mich gleich anzufangen zu dürfen

versuchte, mir innerlich un bequem und zuwider. So kam mir denn plötzlich der Entschluß, mich ganz und gar von aller Welt abzusondern und sogar in der äußeren Erscheinung und Weise des alltäglichen Lebens jede Gemeinschaft mit ihr zu vermeiden. Ich führte ihn aus. Ich kleidete mich in einen langen bis ans Kinn sorgfältig zugeknöpften Rock; ich trug einen runden niedrigen Hut mit breiten heruntergeschlagenen Krempen und Kamaschen-Schube mit Lederfchnüren und stählernen Schnallen. Die Haare puderte ich nicht, schnitt sie vorn an der Stirn glatt ab und ließ sie einige Zell weit über den Kragen auf die Schultern herunterfallen. Könnt Ihr Euch das Alles vorstellen, so wißt Ihr genau, wie Jacques Cajotte damals ausgesehen; ungefähr wie ein Studiosus ex Hibernia vor Zeiten an der Pariser Universität.

In der vornehmen Gesellschaft hatte ich keine nähere Bekanntschaften angeknüpft; wer wollte auch da Freunde suchen. So hochgestellte Leute haben keine Zeit, einen Liebzugewinnen; sie haben gar zu viel andere Dinge zu thun. In meiner Verwandlung würden auch diejenigen, die ich am öftesten besucht hatte, mich nicht wiedererkannt haben, und so war mir's lieb; ich trug gar kein Verlangen, dergleichen Bekanntschaften zu erneuern. In meiner Stille war ich nicht allein zufrieden und glücklich, sondern ich fühlte mich auch so. Wohl dem, der dieses köstliche Bewußtseyn hat; ohne dasselbe wird alles vermeinte Glück zur Chimäre. Wie schön und süß war die Freiheit, die ich mir verschafft hatte, wie genoß ich sie mit Herz und Sinnen, wie wohlgenügt für mein Ergötzen glitten mir die Stunden jedes Tages dahin. Allzu schnell verfloß mir die Zeit; fast that es mir leid, wenn das Bedürfniß des Schlafes mich nöthigte, meine lieben Studien und Phantasien zu unterbrechen; doch entschädigten meine Träume mich reichlich dafür. Ich fürchtete mich ordentlich, Menschen zu begegnen, mit so innerlichem und unerschöpflichem Behagen schlürfte ich meine eigenen Gedanken. Kein Schatten war mir dunkel, kein Versteck entlegen genug, um mich vor allen störenden Blicken zu schützen und mich mit Sphären und Fern im Traum-Palast meines Schicksals zu erlustigen, weit, weit ab von den Straßen, wo die Welt geht. Denn die allergeringste Störung machte dem Zauber, in welchem ich mich eingesponnen, ein Ende, wie der Gesang eines allzu früh wachen Vögels vor Sonnenaufgang die freundlichen Geister verstreucht, die zu Häupten des Schlafers um das Kissen spielen; wie die Eisenblase, klar als Diamant und in Regenbogenfarben schimmernd, an ein winziges, unsichtbar in Lüften schwimmendes Stäubchen anstößt und zerfährt. In meinen inneren Gesichten lebte eine Schöpfung, die mein war, eine ganz andere Schöpfung, als die Ihr mit Augen kennt, viel mannigfaltiger, glänzender und reicher an den wunderbaren Gebilden. Ich habe in meinem Leben wohl manche lockende und süßende Geschichte, viele ergreifende, verwickelte, vielgestaltige Abenteuer erzählen hören, aber keines durchdrang und erbaute mich so innerlich, keines war so warm und lebendig in Gestalten und Farben, als was ich in dieser Fülle träumerischer Schöpfungen meiner Phantasie wahrhaft durchlebte. Denn natürlich war immer ich selbst der Held, die Hauptfigur in den vor meiner inneren Anschauung vorüberziehenden Bildern. Ein fremder Zuschauer hätte vielleicht geglaubt, ich erlage in dumpfem, träumerischem Hinbrüten der Last des eintönigen Müßigganges, während innerlich meine Phantasie und mein Herz in unaussprechlichen Regungen und Kämpfen anmuthig beschäftigt waren. Ich ertörmte mir Leidenschaften, die keinen Gegenstand in der Wirklichkeit hatten; ich kämpfte mit Hindernissen, die meine Phantasie sich selbst schuf; ich stärkte mich in Gefahren und kämpfte mich in der Einbildung glücklich durch; ich belebte, ich schmückte, ich bevölkerte meine innere Welt und schaltete allmächtig über ihr; ich schuf mir in Wahrheit ein All aus dem Nichts. Glaubt mir, dies ist ein Zustand, in welchem unsere Seele, unser wahres Seyn sich am höchsten zur Nähe der Gottheit aufschwingt.

So lebte ich einige Monate hindurch mit mir allein, bis ich anfang, mir allein nicht mehr genug zu seyn. Die Philosophie des Selbstgenügens ist und bleibt eine kühle und trostlose, und ich fühlte mich gar nicht von ihr verlockt. Ich empfand ein ungemessenes Verlangen nach Erregungen und Gemüthsbewegungen von neuer Art. Ich dürstete nach Sympathie, Zuneigung und Herzlichkeit. Ich trachtete mit der expansiven Streckkraft meines Gemüths, in einem kleinen, traulich begrenzten Lebenskreise heimisch zu werden, damit sie nicht ins Ungeheuerliche hinausstrebte; ich wünschte, irgendwo ein freundliches Band häuslichen Lebens und Behagens zu knüpfen, damit ich fortfahren könnte, mit all meinen Tagen und Stunden mein eigen zu seyn, ihren Inhalt recht zu sammeln und anzukosten, statt ihn zu vergeuden und aufs Gerathewohl zu verschleudern, wie es in Paris so häufig geschieht. Da erinnerte ich mich auf einmal höchst glücklicherweise, daß mein Vater mir ein Empfehlungsschreiben an einen gewissen Herrn Labrousse mitgegeben hatte, dessen edelbares, friedliches, patriarchalisch stilles Hauswesen sogar in der Provinz den Leuten zum Beispiel dienen konnte, in Paris aber vollends als ein Wunder seiner Art anzusehen war. Herr Labrousse hatte in früheren Jahren ein Droguerie-Geschäft von großem betriebe und durch glückliche Speculationen nach Indien ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben. Er beschied sich bei Zeiten seines Glückes, gab sein Geschäft auf und setzte sich in seinen besten Jahren zur Ruhe. Ihr kennt das schöne und ansehnliche Haus, das mit seiner Fassade von der Rue du Figuier bis zur Rue de Normandie reicht; in demselben bewohnte Herr Labrousse als Hauptmieter die erste Etage. Als ich ihm meine Aufwartung machte, schämte ich mich beinahe, denn ich war eine ewige Zeit in Paris gewesen, ohne mich ihm vorzustellen. Ich war entschlossen, meine Nachlässigkeit offen einzugestehen und, wenn mir deshalb gerechte Vorwürfe gemacht wurden, sie geduldig hinzunehmen. Ich hatte falsch gerechnet. Man empfing mich in dem Hause so herzlich und zuvorkommend, als wäre ich erst vor wenigen Stunden aus der neuen Welt gekommen. Kaum war ich zwei Minuten mit den guten Leuten zusammen, so that es mir in der Seele leid, daß ich nicht früher hingegangen, und ich gab ihnen dieses Be-

dauern so aufrichtig und so lebendig zu erkennen, daß ich gänzlich ihre Zuneigung gewann.

Herr Labrousse war ein guter alter Papa, in seinem ganzen Wesen schlicht und einfach. Einen erfahrenen, gewandten, durch geschickte Speculationen reich gewordenen Kaufmann hatte ich mir immer mit feineren und verschmizteren Geberden und Manieren gedacht; ich meinte, das vorsichtige Austreten, das aufmerksame Umherwägen nach Gelegenheiten und Konjuncturen, das Spiel mit flugen Combinationen, dieses Alles müßte sich auch äußerlich in der Physiognomie und in der ganzen Haltung des Benehmens ausdrücken. Aber bei Vater Labrousse fand ich von dem Allen keine Spur und nahm mir daraus die Lehre, daß auch die Eitelkeit zum Reichthum führen kann, wenn sie sich glücklichweise mit richtigem Verstande und treffender Urtheilskraft zusammenfindet. Beide letztere Gaben besaß Herr Labrousse in ungewöhnlichem Maße, machte aber in seinen gegenwärtigen Lebensverhältnissen fast gar keinen Gebrauch davon. Er ließ seine Ideen mit Ruhe und Behaglichkeit im alltäglichen und gewohnten Kreise einherlaufen, und wenn zufällig einmal diese Bewegung sich beschleunigte, wenn seine Gedanken in eine Art von Schwung gerieten und sich von jenem Kreise losrissen, so ließ er sie fahren. Er gehörte nicht zu den Gedankenbändigern, die eine neue, noch nicht eingeschulte Idee festhalten, wie man ein junges Kälblein an der Mähne faßt, ihm Leitsel und Bügel anlegt und nicht eher abläßt, als bis es seines Meisters Willen thut. Wenn man im Gespräch irgend einen fremden oder ungewöhnlichen Gedanken auf die Bahn brachte, so ließ Herr Labrousse sich schlechterdings darauf nicht ein, sondern verbielt sich bei der weitesten Conderation so still, als wäre es Ebrensch; sobald aber durch eine zufällige Wendung oder durch absichtliche Herbeiführung die Rede auf einen Gegenstand gebracht wurde, womit er durch seinen Stand und seine früheren Beschäftigungen bekannt und vertraut geworden oder wofür er sonst ein praktisches Interesse gefaßt hatte, dann konnte man sicher sehn, aus seinem Munde die reichhaltigste Belehrung, die klarsten Aufschlüsse und die scharfsinnigsten Antworten und Erörterungen für jeden Einwurf und jede Schwierigkeit zu empfangen. Eine solche Fülle von Kenntnissen, eine so gründliche Weberforschung des ganzen Gebietes von Thatsachen, ein solcher Reichthum an glücklichen Inductionen, eine solche Präcision und Gemeinverständlichkeit stand ihm dann zu Gebote, daß er den kühnsten Sophisten und den hartnäckigsten Disputator aus dem Felde schlagen konnte.

Ich muß Euch doch auch die übrigen Mitglieder dieser Familie schildern; es macht mir allem Manne Vergnügen, und Ihr seht schon so gut, mich bei meiner Manier zu lassen. Madame Labrousse war eine ziemlich corpulente Frau, drall und rund von Leib und Seele, und von so stätiger, unverwundlicher Heiterkeit, daß es ein Vergnügen war, sie anzusehen. Man begriff auf den ersten Blick, diese Frau müsse ihr ganzes Leben lang glücklich gewesen seyn. Aus ihrer Physiognomie sprach nicht sowohl eine sich äußerlich kundgebende Fröhlichkeit, als vielmehr das innere Zufriedenseyn, die stille, reine und erusste Seelenheiterkeit, die ein höchst seltenes Gut ist, und wozu etwas mehr gehört, als eine äußerlich glückliche Lage und eine sanguinische Behaglichkeit des Temperaments, — nämlich eine gute Organisation, gute Gesundheit und hauptsächlich gutes Gewissen.

Diese liebenswürdige Familie gebört, das gestehe ich Euch, eigentlich gar nicht in meine Geschichte, aber die Erinnerung an sie macht mir ein so großes Vergnügen, daß Ihr mir wohl verzeihen, wenn ich Euch auch noch von den drei Töchtern erzähle. Sie waren alle drei höchst liebenswürdig, und man sah darin nichts Erkünsteltes, nichts durch Abriechung aus der großen Welt Erlerntes, sondern die einfache, ungezwungene und gewinnende Freundlichkeit, die aus wohlwollenden und unverfälschten Herzen fließt. Die Älteste von den Dreien hieß Madame Lambert, war etwa dreißig Jahre alt und Witwe. Dieser Witwenstand theilte ihrem Charakter und Benehmen etwas Ernstes, Mildes und Geheimes mit, wie es sich übrigens auch für ihre Stellung in der Familie schickte; denn die Aeltern hatten sich zur Ruhe gesetzt und ihr gewissermaßen die ganze Autorität überlassen. So war denn Madame Lambert eigentlich die Herrin im Hause; Herr und Madame Labrousse gingen unter den Andern eigentlich wie zwei altgewordene Kinder einher, die sich aus Bequemlichkeit und aus Vertrauen zu ihren Umgebungen aller Sorgen entschlagen hatten und, von der Liebe und Sorgfalt der drei Jüngeren umgeben, die Tage ihres Lebens in ruhigem Behagen zu Ende neigen ließen.

Die Jüngste von den drei Töchtern hieß Klara; sie ging ins siebzehnte Jahr, aber nach der ganzen kindlichen Weise ihrer Unterhaltung und ihres Benehmens hätte man sie kaum für zwölf gehalten. Der Charakter ihrer wirklich ausgezeichneten Schönheit bestand in der reinen und zarten Frische, wodurch die Unschuld der Seele sich körperlich malt, so wie die unberührte Frucht an ihrer Oberfläche mit dem Ueberzuge eines weichen Hautes prangt. Ihr Geist war lebendig und besonders liebenswürdig durch den naiven Vorwitz, wodurch sie alle Augenblicke sich als ein wahres Kind in glücklicher Unwissenheit und im regsamem Instinkt der Neugier bekundete. So rein, so unberührt von der Außenwelt war dieses Kind, daß sie in der gewöhnlichsten Unterhaltung über die gewöhnlichsten Dinge tausend Anlässe zur Verwunderung fand. Sie war im Alter der Jungfräulichkeit, aber das Bewußtseyn dessen, was sich in minder reinen und stillen Lebenssphären dem künstlich frühgezeigten Weibe so zeitig offenbart, schlummerte noch in dieser frischen Seele. Sie war keusch und rein aus innerem, unbewusstem Triebe, gleich der empfindenden Blume, die ihren Kelch voll Schen gegen die kühnste fremde Berührung schließt und so durch die höchste Zartheit gegen jede Verletzung bewahrt ist. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Les après-dinners de Cambacérés. — Von Langon. 2 Bde. 15 Fr.
Anna Boleyn. — Von Muffet. 2 Bde. 15 Fr.

De la population dans ses rapports avec la nature des gouvernements. — 5 Fr.

Dictionnaire de phrénologie et de physiognomie. — Von Thore. 4½ Fr.

Les escrocs de Paris. — Roman von Vallée. 4½ Fr.

Essais sur la philosophie de Hegel. — Von Witm in Straßburg, dem Mit-Herausgeber der Nouvelle Revue Germanique. 6 Fr.

Herbier de plantes médicinales indigènes. — Von Dalmenische. Rouen. Fol. 30 Fr.

Histoire de la guerre de Méhémed-Ali contre la porte Ottomane. — Von Cadalvène und Barrault. 10 Fr.

A e g y p t e n.

Bilder aus Aegypten, von Lane.

Herr Lane, der Verfasser eines kürzlich erschienenen ungemein gründlichen und gehaltreichen Englischen Werkes über Aegypten^{*)}, kam 1825 zum ersten Male nach diesem Lande. Schon damals mit Arabischer Sprache und Literatur vertraut, brachte er es hier binnen einem Jahre so weit, daß er mit den Eingeborenen sich unterhalten und mit ihnen seine Ideen austauschen konnte. Allein dies war ihm noch nicht genügend. Herr Lane bemühte sich, mehr als irgend einer seiner Europäischen Vorgänger, die Nationalität der Aegyptier kennen zu lernen. Er beschränkte sich förmlich auf den Umgang mit Muselmännern, theilte alle ihre Gewohnheiten, enthielt sich des Weins und verbotener Speisen, aß ohne Messer und Gabel, äußerte seine Meinungs-Unterschiede in Sachen der Religion und vermied jede Handlung, die ein National-Vorurtheil verletzen konnte. Da er außerdem stets in Türkischer Kleidung ging, so gestattete man ihm freien Zutritt zu den Moscheen und schenkte ihm überhaupt fast unbedingtes Vertrauen. Trotzdem aber hatte Herr Lane noch manche Schwierigkeit zu überwinden; die Muselmänner unterhalten sich sehr ungern über Sachen des Glaubens und der Sitte mit Leuten, von denen sie voraussehen, daß sie in wesentlichen Punkten anderer Meinung sind. Herr Lane bahnte sich indessen den Weg zu lehrreicher Unterhaltung mit eifrigen und unterrichteten Moslimen, indem er erst von den Gleichgültigeren und minder unterrichteten so viel oberflächliche Kenntniß, als möglich, zu erlangen suchte. Bedeutenden Vortheil that ihm auch der regelmäßige Unterricht zweier Professoren des Arabischen und der Muhammedanischen Theologie, denen er alle seine Zweifel über dieses und jenes vortrug. Nicht selten hatte er das Glück, aus noch wichtigeren Quellen schöpfen zu können, indem Leute von der höchsten orientalischen Bildung zu seinen Freunden in Kahira gehörten. Nachdem Herr Lane durch solche Mittel eine Menge schätzbare Notizen gesammelt hatte, kehrte er nach England zurück; allein er überzeugte sich bald, daß seine Wißbegierde nicht ganz befriedigt war; und einige Mitglieder des Comité's zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, von der Neuheit und Wichtigkeit seiner Beobachtungen überrascht, munterten ihn auf, den Schatz seiner Erfahrungen möglichst zu vervollständigen. So ermutigt, reiste Herr Lane ein zweites Mal nach Aegypten. Sein nunmehr erschienenenes Werk ist das Ergebniß seines zweimaligen Aufenthaltes in diesem Lande. Herr Lane hat auf seiner zweiten Reise über ein Jahr in der Hauptstadt und über ein halbes Jahr in Ober-Aegypten verweilt.

Die Gegenstände, die der Verf. hier näher darstellt, sind: Land und Klima, Körperbildung und Kleidung, Kindheit und erste Erziehung, Religion, Gebräuche und Verwaltung, häusliches Leben und soziale Gebräuche, Sprache, Literatur und Wissenschaft, Aberglaube und Magie, National-Charakter, Manufakturen und Künste, Erbeiterungen, Feste und Trauer-Feierlichkeiten. Hier mögen einige kurze Auszüge aus dem Werke selbst folgen.

Der Aegyptier steht sehr früh, noch vor Tages-Anbruch, von seinem Lager auf und ist schon angekleidet, wenn der östliche Himmel sich zu röthen beginnt. Religiöse Waschungen, eine Pfeife Taback und ein leichtes Frühstück sind die Verrichtungen des Morgens. Hat der wohlhabende Moslim — so berichtet Herr Lane — kein bestimmtes Amt, so thut er den größten Theil des Tages nichts, als Meilen, Einkäufen oder Besuche abwarten — oder er schmaucht, schlürft Kaffee und plaudert mit Freunden — oder endlich, er genießt eine Stunde lang und darüber die Annehmlichkeit eines öffentlichen Bades. Um die Mittagszeit muß er, wenn seine Religions-Pflichten ihm heilig sind, wieder eine Anzahl Gebete versagen; doch giebt es nur wenige Personen, die sich in diesem Punkte keine Ausnahmen von der Regel gestatten, und Viele beten überhaupt kaum jemals. Unmittelbar nach Mittag wird gespeist; dann raucht man seine Pfeife, schlürft eine Schale Kaffee und hält, wenn das Wetter schwül ist, gewöhnlich eine Siesta. Bald nach Sonnen-Untergang wird zu Abend gegessen.

Von den Künsten der Aegyptischen Zauberer führt Herr Lane Beispiele an, die dem Leser eben so unerklärbar seyn werden, wie ihm selber. Herr Lane beschied einen berühmten Lehrer der Magie in sein Haus, und dieser traf alle Anstalten zu dem Zauber des mystischen Spiegels. Eine Schüssel mit Weibrauch, Koriander und glühenden Kohlen wurde aufgetragen. Dann rief Herr Lane einen Knaben von der Straße herein, denn der Zauber kann nur unter dem Einfluß eines noch unmündigen Kindes, einer Jungfrau oder eines schwangeren Weibes von Statuen gehen. Der Knabe, der in keinem Fall mit dem Schwarz-Künstler in Berührung stand, maßte sich auf einen Stuhl setzen. Dann zeichnete ihm der Wundermann einen magischen Zirkel, welcher Arabische Kohlen enthielt, in seine rechte Hand, ließ mitten in den Zirkel ein Tröpfchen Dinte fallen und hieß den Knaben mit unverwandtem Auge

^{*)} An Account of the Manners etc. (Die Sitten und Gewohnheiten der heutigen Aegyptier.) Beschrieben in Aegypten während der Jahre 1825—26. Von E. W. Lane. London, 1836.

auf diesen Fleck hinsehen. Er fragte ihn dann, ob er in dem Dinten-
 fleck etwas bemerkte? Der Knabe verneinte dies anfangs, fügte aber
 bald mit bebender Stimme hinzu: „Ich sehe einen Mann, der den Bo-
 den segt.“ — „Wenn er mit Fegen fertig ist, so sage mir's“, sprach
 der Zauberer. Als bald sagte der Knabe: „Er ist fertig.“ — Der Zau-
 berer unterbrach sich wieder in seinem geheimnißvollen Murmeln und
 fragte den Knaben, ob er wisse, was ein Bairat (Fahne) sey? Der
 Knabe bejahte dies und sprach dann, dem Verlangen des Schwarz-
 künstlers gemäß, zu der Figur im Dintenleck: „Bring eine Fahne!“
 Bald darauf sagte er: „Der Mann hat eine Fahne gebracht.“ — „Von
 welcher Farbe ist sie?“ — „Sie ist roth.“ — Der Knabe wurde auf-
 gefordert, eine andere Fahne zu begehren; er that dies und sagte gleich
 darauf, die Fahne sey gebracht worden und sey von schwarzer Farbe.
 Auf gleiche Art mußte er eine dritte, vierte, fünfte, sechste und siebente
 Fahne bestellen; alle diese Fahnen kamen der Reihe nach zum Vor-
 schein, und wie der Knabe versicherte, hatte jede derselben ein besondere
 Farbe. Endlich fragte ihn der Magier: „Wie viele Fahnen hast Du jetzt
 vor Dir?“ — „Sieben“, war die Antwort. Diese Experimente wurden
 eine Zeitlang fortgesetzt, und alsdann kam Herr Lane an die Reihe.

„Der Magier wendete sich jetzt an mich und fragte, ob ich wünschte,
 daß der Knabe eine abwesende oder verstorbene Person in dem Zaubers-
 piegel sähe? Ich nannte Lord Nelson. Von diesem hatte der Kleine
 offenbar nie gehört, denn es kostete ihm viele Mühe, den Namen rich-
 tig auszusprechen. Der Magier forderte ihn jetzt auf, das dienstbare
 Wesen im Dintenleck so anzureden: „Mein Meister bestellt dir seinen
 Hengst und bittet dich, Lord Nelson zu bringen; bring ihn vor meine
 Augen, daß ich ihn gleich sehe.“ Der Knabe that, wie ihm geboten,
 und sagte als bald: „Er ist gegangen und hat einen Mann in schwar-
 zer (Europäischer Kleidung mitgebracht, dem der linke Arm fehlt.“
 Hier schielte der Kleine ein paar Augenblicke und setzte dann, sich ver-
 bessernd, rasch hinzu: „Nein, der Arm fehlt ihm nicht; er hat ihn nur
 auf der Brust liegen.“ Diese Verbesserung gab der Beschreibung noch
 mehr Auffallendes; denn Lord Nelson trug seinen leeren Rockärmel ge-
 wöhnlich an dem Bruststück des Rockes befestigt; aber es war der rechte
 Arm, den er verloren hatte. Ohne zu äußern, daß ich den Knaben
 eines Mißgriffs schuldig glaubte, fragte ich den Zauberer, ob die Gegen-
 stände in der Dinte so erschienen, als ständen sie dem Zuschauer wirk-
 lich vor den Augen, oder ob sie, wie in einem Spiegel, sich zeigten.
 Er bejahte das Letztere, und so hatte der Knabe in seiner Art Recht.“

Unter den Geschichtchen, die der Verf. von diesen Magiern erzählt,
 befindet sich eine, die jeden Zweifel an dem Zauberspiegel niederschla-
 gen scheint.

„Vor kurzem“, erzählt Herr Lane, „zeichnete derselbe Zauberer
 seinen magischen Spiegel in die Hand einer jungen Englischen Dame.
 Nachdem diese eine Weile hineingeschaut hatte, sagte sie: „Ich sehe
 einen Wesen, der den Boden segt, ohne daß ihn Jemand hielte.“ Ihr
 Schrecken war so groß, daß sie den Dintenleck nicht länger betrachten
 wollte.“

Wie theilen hier nun noch eine interessante Stelle mit, wo der
 Verf. seine Meinung hinsichtlich der politischen Lage Aegyptens aus-
 spricht. Er sagt, man irre sich, wenn man behauptet, die Civilisation
 mache dort reizende Fortschritte; dennoch zweifelt er nicht daran, daß
 die Aegypten mit der Zeit uns Europäern immer mehr sich annähern
 dürften. Die Einführung der Europäischen Taktik beim Heere wie bei
 der Marine hat bereits eine sehr bedeutende Reform veranlaßt.

Schon sind viele von den Vorurtheilen befreit, die so lange auf
 der Türkischen Nation gelastet haben. Nachdem wir ihnen die Ueber-
 zeugung beigebracht, daß Ein Zweig unseres Wissens dem entsprechen-
 den Zweige des ihrigen weit überlegen sey, sind sie von dem Wunsche
 befeelt worden, noch mehr von uns zu lernen. Eine Wirkung dieser
 veränderten Gesinnung, welche den rechtgläubigen Moslim mit jüsteren
 Abnungen erfüllt, erscheint dem Christen als ein sehr glückliches Omen.
 Die Türken fangen damit an, von unseren Luxus-Artikeln Gebrauch zu
 machen: mehrere wohlhabende Personen führten zuerst bei ihren Mahl-
 zeiten Messer und Gabeln ein; dann gewöhnten sie sich, vor den Augen
 der Welt Wein zu trinken, und jetzt huldigt eine große Zahl höherer
 Beamten diesem Gebrauche. Man kann hieraus abnehmen, daß die
 Vorschriften des Jellam in ihrem Werthe immer tiefer sinken, und ohne
 Zweifel werden die Prinzipien der herrschenden Klasse auf die niederen
 Kreise der Gesellschaft zurückwirken.“

Von dem Charakter Muhammed Ali's *) urtheilt Herr Lane
 im Allgemeinen günstig, doch hält er seine politischen Grundzüge in
 vielen Stücken für irrig und leugnet nicht, daß die Nation unter
 schwerem Drucke seufze. „Um den Pascha von Aegypten“, sagt er,
 richtig zu beurtheilen, ziehen wir am besten eine Parallele zwischen ihm
 und einem andern Türkischen Reformator, seinem titulären Oberherrn.
 Muhammed Ali hat in jedem Punkte, vor Allem aber in der Diszipli-
 nierung seines Heeres, bewiesen, daß er dem Sultan überlegen ist.
 Während Letzterer uns Europäer mehr in kleintlichen oder minder erheb-
 lichen Dingen nachahmt, hat Muhammed Ali das Wichtigere erstrebt
 und erreicht. Wollten wir dem Letzteren die grausame Vertilgung der
 Mamelucken zum Vorwurf machen, so müssen wir doch auch in Erwä-
 gung ziehen, daß ihm dabei ein sehr guter Zweck vorgeschwebt. Zu-
 gleich dürfen wir nicht vergessen, daß der Pascha von Aegypten
 den Griechischen Flüchtlingen Schutz und Sicherheit gewährte, als das
 Blut ihrer Landesleute in Konstantinopel floß. Eine Wohlthat für die
 Aegyptische Nation wäre es jedoch, wenn der ehrfurchtige alte Vicar-König

*) Die dunkelblaue Farbe heißt bei den Aegyptern *eswed*, schwarz.
 **) *Mehmed* ist eine hohe Aegyptische Verberbung von *Muhammed*.
 Der Verf. selbst schreibt immer *Muhammed*.

entweder für unabhängig erklärt oder dazu bewogen würde, daß er dem
 Sultan ehrlich die Hand böte.“

M a n n i g f a l t i g e s .

— Auber's Botschafterin. Die besten lebendigsten Opern-
 terte, die Scribe bisher geliefert hat, sind von Auber komponirt wor-
 den; man weiß nicht, ist es die freundliche leichte Lust, die dem
 Dichter immer zu neuen präzisesten Erfindungen, oder ist es vielmehr die
 gewandte Intrigue, das fließende Couplet, was dem Komponisten stets
 wieder zu den lieblichen Melodien verhilft, die seitdem das Eigenthum
 von ganz Europa geworden sind. Unstreitig wirkt wohl Jeder auf den
 Andern zurück, und darum, scheint es, haben auch Auber und Scribe
 ein ewiges Bündniß mit einander geschlossen; wenigstens ist der Erstere
 niemals ohne den Letzteren auf dem Theater-Festel zu finden. Die
 Scene von Auber's neuester Oper: *L'Ambassadrice*, hat Scribe nach
 den beiden Deutschen Hauptstädten Berlin und München verlegt. Auf
 dem Opern-Theater in München sind zwei Sängerinnen, Henriette und
 Charlotte, die Lieblinge des Publikums und der jungen Männer-Welt.
 Weil aber Henriette die allgemeine Gunst in noch viel höherem Grade
 besitzt, als Charlotte, ist diese natürlich etwas neidisch und wird es um
 so mehr, als sie bemerkt, daß ein vornehmer Unbekannter, der, um sich
 bei den Künstlerinnen Zutritt zu verschaffen, sich für einen Theater-
 Direktor aus Berlin ausgibt, Henrietten allein seine Huldigungen dar-
 bringt. Madame Wandert, die alte Tante Henriettens, wacht über
 deren Ruf und geräth dabei ganz außer sich, als Charlotte ihr verräth,
 daß der Unbekannte sein Theater-Direktor, sondern der Herzog von
 Walberg, ein Botschafter am Berliner Hofe, sey, der gewiß seine guten
 Absichten habe. Der Botschafter, der von Madame Wandert erücht
 wird, unter diesen Umständen ihr Haus nicht mehr zu besuchen, kehrt
 am nächsten Tage mit der Erklärung zurück, Henrietten zu seiner Ge-
 mahlin erheben zu wollen. Dies giebt der Sache natürlich ein anderes
 Ansehen. Madame Wandert kündigt sogleich dem verzweifelnden
 Theater-Direktor Fortunatus an, daß ihre Nichte nicht mehr auftreten
 werde; vergeblich bittet der arme Impressario, ihm wenigstens nur noch
 einige Einnahmen zu verstaten; vergeblich seufzt der bescheidene Tenor-
 rist Benedikt, den die lebenswürdige Sängerin längst schon wirklich zu
 dem schwermüthigen Liebhaber gemacht hatte, als der er auf der Bühne
 neben ihr zu erscheinen pflegte: die Tante ist unerbittlich, und am
 nächsten Morgen schon sieht sie mit ihrer Nichte in einem prächtigen
 mit vier Pferden bespannten Reisewagen, der sie direkt nach Berlin
 hinführt. Hier giebt der Herzog, der die beiden Damen in sein präch-
 tiges Hotel bei seiner Schwester einführt, die Tante für eine Bayerische
 Baronin aus, die mit ihrer Nichte, einer reichen Erbschaft wegen, nach
 Preußen komme. Die Schwester des Herzogs empfängt die Fremden
 um so freundlicher, als sie bemerkt, daß Henriette dem Herzen ihres
 Bruders nicht gleichgültig sey, und während die Tante ihrem grotesken
 Pönge nach vornehmen Manieren, zur Belustigung der Berliner seinen
 Welt, die Zügel schiefen läßt, beschränkt sich die beschriebene Henriette
 auf das Haus, in welchem die Schwester des Botschafters sie zu zer-
 streuen sucht und ihr unter Anderem Unterricht in der Musik giebt.
 Dem Komponisten hat natürlich die Scene, in der die erste Deutsche
 Sängerin sich als ein Bayerisches Edelfräulein in den Elementen des
 Gesanges unterrichten läßt, zu artigen Erfindungen Anlaß gegeben.
 Inzwischen aber will es der Zufall, daß Fortunatus mit seiner Opern-
 Gesellschaft nach Berlin kommt, wo er mehr Glück als in München zu
 machen hofft. In dem Hotel des Botschafters, welches ein Foyer aller
 Kunstfreunde und Gelehrten Berlins bildet, stellt sich auch der Mün-
 chener Impressario mit Empfehlungsschreiben an den Herzog ein, um
 dessen Protection er bittet. Natürlich kommt dadurch Henriettens Ge-
 heimniß an das Tageslicht, und besonders die neidische eifersüchtige
 Charlotte beeilt sich, sowohl die Schwester des Botschafters von dem
 eigentlichen Stande ihrer Nivalin zu unterrichten, als den Herzog selbst
 zu sich hinüberzuziehen. Der Letztere schwankt auch nur zu bald in
 seiner Liebe, besonders nachdem er sich von seiner stolzen Schwester mit
 Spöttereien überhäuft sieht. Er verabredet eine Zusammenkunft mit
 Charlotte in seiner Theater-Loge (loge grillée), und Charlotte, die
 an diesem Abende in einer Oper, die zum Benefiz des Tenoristen Be-
 nedikt angekündigt war, auftreten sollte, läßt sich, um die Unterredung
 mit dem Herzog nicht zu versäumen, krank melden. Der flinke Akt der
 Oper führt uns nun in die Loge des Herzogs mit der Aussicht auf die
 Bühne. Charlotte nimmt eben bei dem Herzoge seine Verwendung für
 einen jungen Mann in Anspruch, der sich um ihre Hand bewirbt, als
 man das Vorzeichen des Berliner Theater-Publikums hört, das ungeduldig
 auf den Anfang der Oper dringt. Schon freut sich Charlotte auf das
 allgemeine Mißvergönnen, das die Ankündigung von ihrem Unwohlseyn
 erregen werde, als der Vorhang in die Höhe geht und Herr Benedikt
 erscheint, der folgende Rede an das Publikum hält: „Meine Herren,
 Alle, Charlotte ist plötzlich unwohl geworden und dadurch des Ver-
 gönnens beraubt, heute vor Ihnen aufzutreten; erlauben Sie jedoch,
 daß eine der berühmtesten Sängerinnen, die so eben hier eingetroffen,
 die Hauptpartie in der Oper übernehme.“ — Mäuschender Beifall folgt,
 und bald nachher tritt Henriette auf, die rasch den Entschluß gefaßt
 hat, das Haus des Herzogs zu verlassen, der Kunst treu zu bleiben und
 dem bescheidnen Benedikt ihre Hand zu reichen. Man kann sich den-
 ken, wie sehr der Herzog sowohl, dem Henriette in einem Zwischenakte
 ihren Entschluß selbst ankündigt, als Charlotte und das ganze Publi-
 kum dadurch überrascht werden.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß vom vorigen Halbjahre.